

DIE KONSTRUKTION EINER KULTURELLEN IDENTITÄT IM DEUTSCH-CHILENISCHEN RAUM

In diesem Kapitel soll die Konstruktion der kulturellen Identität bei jungen Erwachsenen aus dem deutsch-chilenischen Raum dargestellt werden. Wie bereits angemerkt, beruht kulturelle Identität auf der Zugehörigkeit zu sozialen oder kulturellen Räumen bzw. Gruppen, die mit bestimmten Lebensweisen und Merkmalen verbunden werden. Dabei bezieht sich kulturelle Identität einerseits auf die Identifikation mit der Lebensweise der Gemeinschaft und andererseits auf die Abgrenzung gegenüber anderen Kollektiven.

Kulturelle Identität bedeutet aber nicht nur die Verbindung zu bzw. die Abgrenzung von bestimmten sozialen und kulturellen Räumen, sondern auch die Beziehung zu geografischen Orten, an denen soziale und kulturelle Räume verankert sind. Dabei ist kulturelle Identität die Antwort auf die Frage „wohin gehöre ich?“. Diese Frage kann sowohl auf der Ebene der Zugehörigkeit zu bestimmten Gruppierungen als auch auf der Ebene der Beziehung zur lokalen Umgebung beantwortet werden.

In Übereinstimmung mit dieser Definition befasste ich mich im ersten Teil des Kapitels mit kultureller Identität als Zugehörigkeit zu bestimmten Kollektiven. Im zweiten Teil steige ich in das Thema der Beziehung zu Raum und Ort bei jungen Erwachsenen aus dem deutsch-chilenischen Raum ein.

Die Verhandlung von Zugehörigkeiten

Die Teilnahme an sozialen und kulturellen Räumen ist keine selbstbeschlossene Angelegenheit, sondern muss erst durch soziale Verhandlung hergestellt werden. In diesem Sinn ist kulturelle Identität das Ergebnis einer kollektiven Aushandlung von Zugehörigkeiten. Das heißt, es geht nicht nur um das, was ich von mir denke, sondern auch um das, was andere von mir halten. Hierin kann es zu Widersprüchen zwischen selbstbestimmter und fremdbestimmter Zugehörigkeit kommen. Die Verhandlung von Selbstbildern und Fremdzuschreibungen stellt dabei den Kern kultureller Identitätskonstruktion dar.

Die Aushandlung von Zugehörigkeit richtet den Blick auf den offenen Charakter kultureller Identität. Kulturelle Identität kann in dieser Hinsicht nicht fixiert werden, sondern verschiebt sich ständig im Laufe des Lebens und von Kontext zu Kontext. Kulturelle Identität ist daher stets im Entstehen. Andererseits ist kulturelle Identität auch äußerst heterogen, weil jeder Mensch an einer Vielzahl von Kollektiven teilnimmt und sich mit verschiedenen sozialen und kulturellen Kontexten identifizieren kann.

Darüber hinaus hebt die Definition kultureller Identität als Verhandlung von Zugehörigkeiten die Machtverhältnisse zwischen den beteiligten Gruppen hervor. In diesem Sinn wird kulturelle Identität durch das herrschende Machtgefälle zwischen Kollektiven ausschlaggebend mitbestimmt. Damit meine ich, dass der Ausgang einer Verhandlung wesentlich davon abhängt, welchen Status die Individuen in den jeweiligen Gruppierungen einnehmen und im welchem Machtverhältnis die beteiligten Kollektiven zueinander stehen.

Ich werde mich entlang der nächsten Seiten auf die Verhandlung von Zugehörigkeiten im deutsch-chilenischen Raum konzentrieren. Dabei befasse ich mich zunächst einmal mit kultureller Identität als Verhandlung von Differenzen. Anschließend beschäftige ich mich mit kultureller Identität als Identifikation und kulturelle Kategorisierung.

Differenzieren und differenziert werden

Selbstdifferenzierung

Wie schon angemerkt, wird kulturelle Identität nicht nur durch Identifikation mit einer bestimmten Gemeinschaft, sondern auch durch Differenzierung gegenüber anderen Kollektiven konstruiert. Selbstdifferenzierung meint in diesem Zusammenhang, den Blick auf die Anderen zu richten und sich von ihnen zu differenzieren.

Selbstdifferenzierung spielt im chilenischen Kontext eine besondere Rolle, da Differenzierungen vorwiegend von den Interviewpartnern selbst getroffen werden. Das bedeutet, dass die untersuchten jungen Menschen im deutsch-chilenischen Raum nicht von einem externen Blick fixiert werden. Sie werden nicht von ihrer Umwelt als anders abgestempelt, sondern bestimmen sich selbst als anders. Darin spiegelt sich auch der Status, den meine Interviewpartner innerhalb der chilenischen Gesellschaft innehaben, wider. Sie nehmen in Chile nicht den Platz eines minderwertigen, sondern eines beispielhaften Anderen ein. Eine Beziehung zu Deutschland bedeutet eine positive Diskriminierung und keine Aussonderung. Man kann also gut nachvollziehen, weshalb die Befragten ihre Differenz gegenüber ihrer chilenischen Umwelt betonen.

Selbstdifferenzierungen kann man sehr gut im Übergang von der Schule an die Universität beobachten, da die Interviewpartner spätestens zu diesem Zeitpunkt den geschützten Raum der deutsch-chilenischen Gemeinschaft verlassen. Daher beziehen sich Selbstdifferenzierungen auch sehr oft auf die Selbstabgrenzung gegenüber den Kommilitonen an der Universität. Kommilitonen werden in dieser Hinsicht als die ersten monokulturellen Repräsentanten der chilenischen Gesellschaft betrachtet. Ein gutes Beispiel für diese Situation ist Sandra. Insofern die Interviewpartner mit verschiedenen monokulturellen chilenischen Kontexten in Kontakt kommen und sich wiederholt anders fühlen, kommen sie meistens zu der Schlussfolgerung, dass sie sich nicht nur von den Kommilitonen, sondern von den Chilenen insgesamt unterscheiden. Ein gutes Beispiel dafür ist Carola.

Es ist weiterhin relevant, dass Selbstdifferenzierung im chilenischen Kontext sehr oft mit einer starken Abwertung von monokulturellen Chilenen einhergeht. Der Blick auf das chilenische Umfeld erfolgt in dieser Hinsicht von oben nach unten. Dabei kann man sehr gut den sozialen Status der Beteiligten innerhalb der chilenischen Gesellschaft erkennen. Die Abneigung gegenüber Chile zeigt sich besonders stark in Zusammenhang mit einer kulturellen Navigation durch Migration (s. Simon und Rubens). Diese Form der Abwertung entschärft sich aber im Laufe der Zeit. Der häufigste Fall abwertender Selbstdifferenzierung entspricht daher eher einer impliziten und diffusen Differenzierung, die an einen kolonialen Diskurs gekoppelt ist.

Eine weitere relevante Selbstdifferenzierung betrifft die deutsch-chilenische Gemeinschaft. Hierin versuchen sich die Interviewpartner von der traditionellen deutsch-chilenischen Kolonie zu unterscheiden. Sandra, Francisco und Manuela kritisieren in diesem Zusammenhang, dass die traditionellen Mitglieder der deutsch-chilenischen Gemeinschaft unauthentisch sind, weil sie ihre deutsche Abstammung nur wegen des sozialen Status' betonen, sich aber nicht mehr für deutsche Kultur und Sprache interessieren. Meine Interviewpartner entwerfen dabei ihre deutsch-chilenische Identität als dynamisch (s. Sandra), atypisch (s. Francisco) und authentisch (s. Manuela).

Selbstdifferenzierung im deutschen Kontext kommt in den Interviews selten vor. Wenn überhaupt, dann bezieht sich diese Situation zumeist auf die Realisierung, dass man nicht wie Deutsche denkt oder handelt (s. zum Beispiel Carola oder Alejandra). Eine weitere Form der Selbstdifferenzierung in Deutschland betrifft die Einsicht, dass man im deutschen Kontext kein typischer Ausländer ist. Das ist zum Beispiel der Fall bei Simon und Rubens.

Fremddifferenzierung

Fremddifferenzierungen beziehen sich auf Differenzierungen, die von anderen getroffen werden. Es ist der externe Blick, der die Zugehörigkeit der Betroffenen in Frage stellt. Ein wichtiger Anhaltspunkt bei Fremddifferenzierungen ist die Sichtbarkeit der Beteiligten. Sichtbarkeit wird dabei meistens am Aussehen einer Person festgemacht. Bei meinen Interviewpartnern war diese Form der Sichtbarkeit jedoch nicht immer gegeben. Bei vielen musste Sichtbarkeit erst hergestellt werden.

Es gibt in meiner Stichprobe junge Erwachsene, die in Chile, aber nicht in Deutschland sichtbar sind. Diese Situation betrifft Sandra, Carola, Cynthia, Alejandra und Vera. Sie alle haben eine auffällige helle Haut und sind blond. Sichtbarkeit durch Aussehen beschränkt sich daher hauptsächlich auf diese Personen. Camila spricht ebenfalls von einer Sichtbarkeit in Chile. Aus meiner Sichtweise hat Camila jedoch eine neutrale Erscheinung. Sie fällt weder in Chile noch in Deutschland auf.

Es gibt unter den Befragten weiterhin junge Menschen, die nur in Deutschland, aber nicht in Chile auffallen. Diese Situation betrifft hauptsächlich Elisa und eventuell auch Gian Franco. Der Rest der Stichprobe ist sowohl

in Chile als auch in Deutschland vollkommen unauffällig. Das heißt, es gibt keine äußeren Merkmale, die sie für andere sichtbar machen können. Diese Situation betrifft neben Camila auch Claudio, Francisco, Simon, Rubens, Manuela und unter gewissen Umständen auch Gian Franco. Mit anderen Worten, fast die Hälfte der Befragten ist nicht direkt sichtbar.

Wenn Personen nicht direkt sichtbar sind, können sie immer noch sichtbar gemacht werden. Ein wichtiger Anhaltspunkt neben dem Aussehen ist der Name und Auffälligkeiten im Sprachgebrauch, wie zum Beispiel Kommunikationsstil, grammatikalische Fehler, eine fremde Aussprache oder Akzent. Ein ausländischer Name als Kriterium der Sichtbarkeit im chilenischen Kontext wurde hauptsächlich von Carola, Sandra und Francisco erwähnt. Auffälligkeiten im Sprachgebrauch oder Kommunikationsstil kamen in den Interviews von Rubens, Vera, Alejandra, Carola und Elisa vor. Sichtbarkeit steht auch im Zusammenhang mit der Anzahl von Personen mit ähnlichem Aussehen. So fällt eine blonde Haarfarbe besonders in einem Kontext auf, wo kaum jemand blond ist. Das war zum Beispiel bei Vera der Fall. Ein weiterer Anhaltspunkt für Sichtbarkeit bezieht sich im chilenischen Raum auf materielle Ressourcen. Dieser Aspekt wurde von Camila ins Gespräch gebracht. Materielle Ressourcen machen dabei nicht auf kulturelle bzw. rassistische Differenzen aufmerksam, sondern beziehen sich vielmehr auf unterschiedliche soziale Verhältnisse. Wie im Laufe dieser Arbeit jedoch oft betont wurde, befinden sich soziale und kulturelle Kategorien im chilenischen Kontext eng miteinander verbunden, so dass sie manchmal sogar ausgewechselt werden. Das heißt, ein schickes Auto kann unter Umständen zur Sichtbarkeit kultureller Differenzen beitragen.

Am interessantesten ist die Sichtbarkeit durch Verhalten bzw. durch Charakter, da diese Form der Sichtbarkeit notwendigerweise an gesellschaftlichen Stereotypen anknüpfen muss. Im Kontext dieser Arbeit bedeutet das konkret, dass sich die Interviewpartner auf den kolonialen Diskurs beziehen, um ein bestimmtes Verhalten als typisch deutsch oder typisch chilenisch zu deuten. Diese Form der Sichtbarkeit wird also von den Beteiligten hergestellt. Sie wird konstruiert. Aus diesem Grund ist es besonders auffällig, dass fast die Hälfte der Probanden Sichtbarkeit auf ihr Verhalten oder ihr Charakter zurückführt. Viele können es sich sonst gar nicht erst erklären, weshalb ihre Zugehörigkeit in Frage gestellt wird. Gute Beispiele dafür sind Vera in Deutschland und Rubens in Chile.

Die wichtigste Fremddifferenzierung im chilenischen Kontext bezieht sich auf die Kategorie „weiß, reich und international“ und betrifft auffälligerweise nur Frauen (s. Sandra, Camila, Carola und Vera). Die Zusammensetzung dieser Kategorie weist zunächst einmal darauf hin, dass rassistische, kulturelle und soziale Differenzen als Gesamtpaket wahrgenommen werden. Die Tatsache, dass nur Frauen davon betroffen sind, könnte eventuell Zufall sein. Vera weist andererseits darauf hin, dass sie an der Universität hauptsächlich von ihren Kommilitoninnen diskriminiert wurde. Diese dachten, Vera wolle die Männer an der Universität verführen und sie ihnen „wegnehmen“. Hierin spie-

len Schönheitsideale eine wichtige Rolle, da blonde Frauen mit blauen Augen und heller Haut als besonders hübsch betrachtet, während dunkle Haut und dunkle Haare als weniger attraktiv wahrgenommen werden.

Das Stigma „weiß, reich und international“ führt zu keiner lang andauernden Diskriminierung, sondern wird von den Beteiligten meistens innerhalb weniger Monate bewältigt. Eine wichtige Anmerkung bezieht sich dabei auf die Tatsache, dass es sich hier nicht um eine abwertende Differenzierung handelt. Das ist wichtig, da es einen großen Unterschied macht, ob man als minderwertig oder höherwertig eingestuft wird. Im ersten Fall verfügt die Person über weniger Möglichkeiten, die Situation zu ihren Gunsten zu wenden. Im zweiten Fall ist es für die Betroffenen wesentlich leichter, die Differenzierung zu überwinden. Das heißt, die Ausgrenzung durch Fremddifferenzierung in Chile stellt die Kehrseite einer positiven Diskriminierung dar. Man wird beneidet und daher ausgeschlossen. Das ist grundsätzlich anders als die Erfahrung einer Geringschätzung, wie es bei meinen Interviewpartnern in Deutschland vorkommt.

Neben der Fremdzuschreibung „weiß, reich und international“ gibt es in den Interviews wenige Anhaltspunkte für weitere Fremddifferenzierungen im chilenischen Kontext. Wenn überhaupt, dann handelt sich meistens um eine Art Distanzierung gegenüber meinen Interviewpartnern. Dabei wird oft die chilenische Zugehörigkeit der Betroffenen in Frage gestellt (s. Rubens). Diese Situation hat aber keine bemerkbaren negativen Konsequenzen. Das heißt, sie führen in der Regel nicht zu einer Ausgrenzung, sondern meistens nur zu lustigen Bemerkungen. Das bringt die Betroffenen zwar nicht immer zum lachen, die Situation ist aber wesentlich harmloser als im Fall einer abwertenden Diskriminierung.

Abwertende Diskriminierung haben meine Befragten ausschließlich in Deutschland erfahren. Nur im deutschen Kontext wurden die Interviewpartner mit einem abwertenden Bild konfrontiert. Diese Situation ist bei Veras zweiten Deutschlandaufenthalt besonders deutlich. Ein anderes Beispiel dafür ist Alejandra. Der deutsche Kontext stand in dieser Untersuchung zwar nicht im Zentrum des Interesses, dennoch ist der Unterschied zwischen einer Diskriminierung in Deutschland und in Chile auffällig markant. Interessant ist weiterhin, dass sowohl Vera als auch Alejandra nicht aufgrund ihres Aussehens diskriminiert werden konnten, da sie beide helles blondes Haar und blaue Augen haben und ansonsten weder aufgrund ihres Namens noch aufgrund sprachlicher Auffälligkeiten (beide sprechen mehr oder weniger fließend Deutsch) sichtbar sein konnten. Daher konnten weder Vera noch Alejandra verstehen, weshalb es zu einer Fremddifferenzierung kommen konnte. Besonders Vera war bei dieser Situation völlig perplex. Das beweist, dass Sichtbarkeit nicht nur vom physischen Aussehen einer Person abhängt, sondern aufgrund sehr unterschiedlicher Kriterien hergestellt werden kann.

Diskriminierungserfahrungen führen zu Strategien der Bewältigung von Diskriminierung. Angesichts einer Diskriminierung reagieren meine Interviewpartner zunächst einmal überrascht und suchen nach Erklärungen. Sie ha-

ben so eine Situation offensichtlich nicht erwartet. Das ist besonders bei Vera in Deutschland und Camila an der Universität der Fall. Anschließend versuchen die Betroffenen, sich so zu zeigen, wie sie sind. Damit wollen sie Vorurteile abbauen. Diese Strategie erweist sich aber eigentlich nur in Chile erfolgreich (s. Camila und Vera). In Deutschland ist der Effekt dieser Vorgehensweise weniger klar (s. Vera). Vera versucht darüber hinaus, ihre Mitschüler in Deutschland über Chile aufzuklären. Das Ergebnis dieser Strategie ist ebenfalls unklar. Ein weiterer Bewältigungsversuch bezieht sich auf eine Haltung, die das ausgrenzende Verhalten von Mitschülern nicht ernst nimmt. Diese Vorgehensweise kann man sowohl bei Vera (in Deutschland) als auch bei Manuela (in Chile) erkennen. Wie gesagt, führen diese Strategien aber nur in Chile zu eindeutigen positiven Ergebnissen. In Deutschland ist die Situation der Interviewpartner, trotz Bewältigungsversuche, weiterhin prekär. Vera scheint ihre Diskriminierung in Deutschland in diesem Sinn erst mit ihrer Rückkehr nach Chile zu überwinden. Dasselbe passiert bei Alejandra, die ihre Isolierung in Deutschland erst durch die Rückreise nach Chile auflösen kann.

Alejandra ist ein besonderer Fall, wo man nicht wirklich von der Existenz von Strategien zur Bewältigung von Diskriminierung sprechen kann. Alejandra reagiert auf regressive Weise auf ihre Differenz Erfahrung in Deutschland. Sie zieht sich in sich selbst zurück und reagiert auf die Abwertung mit einer starken Kritik am deutschen Kontext. Diese Vorgehensweise bekämpft dabei nicht das Problem an sich, d.h. die Beziehungen zu den anderen, sondern führt zur Isolierung und Depression.

Ein letzter besonderer Fall bezieht sich auf Simon. Simon gibt nur am Rande des Interviews Hinweise auf eine mögliche Stigmatisierung im deutschen Kontext. Dabei handelt es sich nicht um eine Diskriminierung nach Kriterien der Herkunft, sondern um mangelnde Schulleistungen. Simon versucht in diesem Zusammenhang, seine Stigmatisierung als positive Differenz umzu-deuten. Ob ihm das gelingt, ist relativ unklar, weil er sich nicht direkt darüber äußert. Die endgültige Lösung des Problems ist jedenfalls die Auswanderung nach Chile und die Möglichkeit, neu anzufangen.

Kategoriale kulturelle Zuordnung

Kulturelle Selbstzuordnungen

Kulturelle Selbstzuordnungen erfolgten im Interview auf zwei verschiedene Wege. Am Anfang des Gesprächs gaben die Befragten zumeist eine Art kategoriale kulturelle Zuordnung an. Kategoriale kulturelle Zuordnungen beruhen auf nationalen Kategorien, wie zum Beispiel „Deutscher“ oder „Chilene“. Doch hybride Subjekte lassen sich kaum problemlos in solche Kategorien einordnen. Demzufolge haben meine Interviewpartner die Komponenten nationaler Zugehörigkeit zerlegt und verschiedenen Zugehörigkeitsebenen festgelegt. So konnten sie zum Beispiel sagen: „Ich bin in Chile geboren und habe deutsche Eltern“. Damit begründeten sie ihre Mehrfachzugehörigkeit zu Chile und

zu Deutschland. Diese Form kultureller Selbstkategorisierung stellte eine erste Annäherung an die Frage der kulturellen Identität dar und wurde zumeist am Anfang des Interviews geäußert.

Kulturelle Identifikation reduzierte sich aber nicht nur auf kategoriale Aussagen, sondern umfasste ebenfalls eine Phase der Reflexion und eine daraus folgende Schlussfolgerung. Die Phase der Reflexion bezog sich hauptsächlich auf eine differenzierte Auseinandersetzung mit der Beziehung zu chilenischen, deutschen und deutsch-chilenischen kulturellen Kontexten. Diese Auseinandersetzung stand in der Regel in Zusammenhang mit dem biografischen Verlauf der Aushandlung von Differenzen (s. weiter oben). Das heißt, die Befragten erläuterten ihre gesamte Geschichte kultureller Identitätsverschiebungen (z.B. an der Schule fühlte ich mich als Chilene und an der Universität als Deutscher) und zogen am Ende eine Schlussfolgerung (z.B. Ich bin halb Deutscher und halb Chilene). Dabei stimmte dieses Fazit nicht immer ganz mit der kulturellen Eingangsklassifikation überein. Ein Beispiel dafür ist Manuela, die am Anfang des Interviews ihre chilenische Abstammung hervorhebt und versichert, dass ihre Erfahrung in Deutschland Zufall war. Gegen Ende des Interviews bleibt es jedoch klar, dass sie sich mit Deutschland viel stärker identifiziert als sie am Anfang zugeben wollte.

Anhand dieser Erläuterungen kann man erkennen, dass kulturelle Identität nicht endgültig festgelegt ist, sondern sich in einem permanenten Aufbau, Abbau und Umbau befindet, der u.a. auch im Rahmen des Interviews und im Austausch mit dem/der Interviewer/Interviewerin stattfindet. Kulturelle Identität kann somit als widersprüchliche Konstruktion betrachtet werden, dessen Grundlage sich einerseits auf die Identifikation mit bestimmten nationalen, kulturellen und sozialen Kategorien und andererseits auf den Prozess der Aushandlung von Differenzen bezieht. Ich werde mich nun etwas genauer auf den Prozess der kulturellen Zuordnung nach nationalen Kategorien beziehen.

Kriterien kultureller Zuordnung

Die kulturelle Zuordnung nach nationalen Kategorien entspricht einem komplexen Konstruktionsprozess, der bei der Kategorisierung von Personen sehr unterschiedliche Informationen berücksichtigt. Diese Informationen können als Kriterien kultureller Zuordnung betrachtet werden. Im Rahmen dieser Arbeit habe ich die Kriterien kultureller Zuordnung hauptsächlich – aber nicht ausschließlich – aus dem Gespräch bei der Applikation der Netzwerkkarten abgeleitet. Hierin hatte ich die Interviewpartner darum gebeten, die Personen aus ihrem Netzwerk den Kategorien Chilene/Chilenin, Deutscher/Deutsche und Deutsch-Chilene/Deutsch-Chilenin zuzuordnen. Dabei entstand oftmals eine Diskussion zwischen mir und den Befragten über die Kriterien der Klassifikation. Diese Diskussion hat mich auf die Idee gebracht, die Kriterien kultureller Zuordnung in einer besonderen Analysekatgorie festzuhalten.

Die kulturelle Zuordnung einer Person erfolgt zumeist anhand einer Konstellation von Kriterien und Hinweisen. Damit meine ich, dass kulturelle Zu-

ordnungen selten nach einem einzigen Kriterium getroffen werden. Eher ist es so, dass alleinstehende Kriterien nicht genügend Aussagekraft besitzen und unterschiedliche Informationen erst angehäuft werden müssen, um eine relativ sichere Entscheidung treffen zu können. Dabei kann es dazu kommen, dass verschiedene Kriterien zu unterschiedlichen kulturellen Klassifikationen führen, d.h. sie können widersprüchlich sein. Dadurch entsteht eine Situation ambivalenter Zugehörigkeiten, die für hybride Identitäten charakteristisch ist.

Darüber hinaus besitzen verschiedene Kriterien ein unterschiedliches Gewicht bei der Zuschreibung kultureller Kategorien. Das heißt, es gibt schwerwiegende und ergänzende Kriterien. Die ersten sind ausschlaggebend für eine Klassifikation, während die zweiten nur zu einer Bestätigung oder Relativierung der Kategorisierung führen können. Die Relevanz eines bestimmten Kriteriums ist dabei nicht universell festgelegt, sondern ändert sich von Person zu Person und von Situation zu Situation. Das trägt weiterhin zum offenen Charakter kultureller Kategorisierungen bei.

Ein gutes Beispiel für die Komplexität eines kulturellen Zuordnungsprozesses kann bei Francisco gefunden werden. Francisco investiert eine Menge Zeit bei dem Versuch, seinen Vater als Deutschen zu beschreiben. Das erste ausschlaggebende Kriterium ist dabei die deutsche Abstammung. Doch Abstammung führt nicht zu einer zuverlässigen kulturellen Zuordnung, da Franciscos Vater schon sehr früh außerhalb von Deutschland lebte. Francisco muss also beweisen, dass sein Vater auch in weiterer Hinsicht deutsch ist. Dementsprechend betont Francisco die kontinuierliche Beziehung seines Vaters zu deutschen Institutionen.

F: „Er hat etwas Deutsches. Ja. Er ist ein *Weltbürger* [Deutsch i. Orig.], aber trotzdem ... Er spricht nicht nur Deutsch ... (6 Sek. Pause) Lass mal sehen. In jedem Land, wo er sich befand, war er immer in Kontakt zu Deutschland. Das heißt, er war immer auf einer *deutschen Schule* [Deutsch i. Orig.] und in seiner Familie. Er hat dort [Deutschland, Anm. des Verf.] studiert (4 Sek. Pause). Aber er kann ein bisschen, nicht unordentlich, aber (2 Sek. Pause) er hält sich vielleicht nicht so sehr an Regeln. Ich weiß nicht ... Wenn wir irgendwo im Süden unterwegs sind und es gibt ein riesiges Schild, wo steht ‚Kein Durchgang‘ [...] Er wird durchgehen. Ich werde es nicht tun (Interviewerin ist amüsiert) Ich werde hinter ihm gehen und werde mich beschweren, dass man so etwas nicht tut. Aber er tut es.“ (Francisco, 1165–1173) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Wie wir sehen können, spricht Francisco nicht nur von der Integration in deutschen Institutionen, sondern bezieht sich auch auf ein weiteres Kriterium kultureller Zuordnung, nämlich den Charakter einer Person. In dieser Hinsicht scheint sein Vater jedoch nicht so deutsch zu sein. Francisco gerät unter Erklärungsdruck.

F: „Ich nehme an, dass es Gewöhnung ist. Weil ich ihn immer, ich weiß nicht, weil ich ihn immer auf Deutsch sprechen sehe und er immer seine Geschwister in Deutschland anruft. Wenn wir nach Deutschland fahren, so war er immer der Kontakt zu Deutschland. Er hat immer entschieden, wohin wir gehen und was wir machen. Und wenn wir mal nach M. [Stadt in Deutschland, Anm. des Verf.] gingen, so wusste er immer wohin und welche *U-Bahn* [Deutsch i. Orig.] wir nehmen mussten.

Auch die Freunde waren von ihm, die Verwandten gehörten ihm, alles gehörte ihm. Er war also unser Kontakt zu Deutschland.“ (Francisco, 1197–1201) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Francisco häuft also unterschiedliche Informationen an, um zu beweisen, dass sein Vater Deutscher ist. Darunter befinden deutsche Sprachkenntnisse, Freunde und Familie in Deutschland und ortsbezogenes Wissen und Orientierungsvermögen.

Wichtige Anhaltspunkte bei der kulturellen Zuordnung der eigenen oder anderen Personen sind einerseits biologische Abstammung und andererseits kulturelle Sozialisation. Wer bei einer kulturellen Kategorisierung die Abstammung betont, geht implizit davon aus, dass Abstammung die Verhaltensweise einer Person weitgehend erklärt. Abstammung bestimmt in dieser Hinsicht sowohl die genetische Veranlagung als auch die kulturelle Sozialisation der Beteiligten. Ein Beispiel dafür ist Camila. Camila achtet bei ihrer kulturellen Selbstzuordnung sehr stark auf Kriterien biologischer Abstammung und erklärt damit ihr eigenes Verhalten.

C: „Das heißt, ich bin stolz auf mein deutsches Blut. Es zieht [beeinflusst, Anm. des Verf.] mich sehr [...] Darüber hinaus kann ich auch sehen, dass es gewisse Dinge gibt, die einen bestimmen. Auch wenn man sagt, dass es nicht so ist. Deine Denkweise ist ja auch etwas anders und steht in Zusammenhang mit dem eigenen Blut.“ (Camila, 335–338) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Die Mehrheit der Befragten sah jedoch keinen direkten Zusammenhang zwischen biologischer Abstammung und kultureller Sozialisation. So meint Cynthia, dass deutsche Abstammung in Chile keine deutsche Sozialisation garantiert.

C: „Ja. Wir waren eben alle; es waren alle Chilenen. Ja. Das heißt, ich hatte zwei, drei Mitschüler, die Nachkommen ehemaliger deutscher Einwanderer waren. Normalerweise war der Großvater deutsch oder sie sprachen nur mit ihren Großeltern auf Deutsch. Das fand ich irgendwie typisch.

I: hm hm

C: Sie sprechen nicht einmal mit den Eltern, sondern nur mit ihrem Großvater und ... Die Mehrheit hat einen deutschen Namen. Aber es ist nur der Name.

I: hm hm

C: Die Mehrheit besitzt nur Grundkenntnisse im Deutschen. Davon, finde ich, gibt es viele. Deutsche Namen. Aber dass die Personen Deutsch sprechen ... Es sind eigentlich mehr die Vorfahren. Sie sind Nachkommen. Aber nein, wir haben nur auf Spanisch gesprochen.“ (Cynthia, 448–457) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Durch die Entkoppelung von Abstammung und Sozialisation wird das Gewicht der kulturellen Kategorisierung auf die kulturelle Sozialisation einer Person gelegt. Die Frage lautet dabei: Wer leistet den größten Beitrag bezüglich kultureller Sozialisation? Ist es Abstammung oder ist es die Erfahrung vor Ort? Die Antwort auf diese Frage spielt eine wichtige Rolle bei der kulturellen Zuordnung der eigenen und anderen Personen.

Die befragten jungen Erwachsenen gehen in der Regel davon aus, dass kulturelle Sozialisation wesentlich von den Erfahrungen vor Ort bestimmt

wird. Diese Sichtweise bestimmt die kulturelle Selbstzuordnung der Interviewpartner.

C: „Ich betrachte mich eher als Chilenin [...] Da ich immer hier gelebt habe und alles ...“ (Cynthia, 30–32) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Die Betonung der Erfahrungen vor Ort bestimmt andererseits auch die Wahrnehmung anderer Personen. So bezeichnet Sandra ihre ehemaligen deutschen Mitschüler als Deutsch-Chilenen, weil sie sich während ihres Aufenthaltes in Chile chilenisierten.

S: „Meine Klasse lässt sich schwer klassifizieren. Denn viele sind Deutsch-Chilenen, weil sie hier [in Chile, Anm. des Verf.] waren.“ (Sandra, 1213–1214) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Die meisten Interviewpartner greifen bei ihren kulturellen Klassifizierungen sowohl auf Abstammung als auch auf kulturelle Sozialisation zurück. Bei einigen Befragten liegt das Gewicht auf der Abstammung, während andere wiederum die kulturelle Sozialisation hervorheben. Andererseits kommt es auch vor, dass die Befragten im Verlauf eines Interviews widersprüchlich argumentieren und das Gewicht von Abstammung und kultureller Sozialisation hin- und her verschieben. Ein Beispiel dafür ist Carola, die Deutsch-Chilenen zunächst einmal über Abstammung definiert und kurz danach die Bedeutung der Abstammung relativiert und stattdessen die kulturelle Sozialisation hervorhebt.

C: „Die T. [Freundin, Anm. des Verf.] war auf einer deutschen Schule [...] Sie versteht Deutsch. Aber ich kann sie nicht als Deutsch-Chilenin betrachten.

I: Wie würdest du sie betrachten?

C: Eher als Chilenin, aber mit einem deutschen Touch. *Aber nicht als deutscher Nachkomme* [Herv. durch Verf.].“ (Carola, 1575–1579) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

I: „Wer wäre für dich [ein Deutsch-Chilene, Anm. des Verf.]? [...]“

C: Ich. Ich selbst [...] Ich und andere Freundinnen aus meiner Klasse [an der Schule, Anm. des Verf.]. Aber T. [Freundin, Anm. des Verf.] weniger.

I: Und sie?

C: Sie sind eher ... *Sie sind chilenisierter. Sie haben deutsche Namen, aber ich finde nicht, dass sie Deutsch-Chilenen sind* [Herv. durch Verf.].“ (Carola, 1589–1596) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Neben biologischer Abstammung und kultureller Sozialisation gibt es ergänzende Informationen, die zur Klassifikation von Personen führen. Darunter befinden sich zum Beispiel das Aussehen und der Familienname. Beide Aspekte weisen auf eine gewisse Abstammung hin und können als Hinweise für eine Kategorisierung verwendet werden. Weitere wichtige Anhaltspunkte bei der kulturellen Klassifikation von Personen sind Staatsangehörigkeit, Geburtsort, Lebensmittelpunkt, Wohnort von Angehörigen, Einbindung in bestimmte soziale und institutionelle Netzwerke, sprachliche Kompetenzen, Wissen und Orientierungsvermögen. Wichtig ist dabei zu bemerken, dass die-

se Kriterien in der Regel nicht für sich alleine stehen können. Sie erlangen erst ihren Sinn in Zusammenhang mit anderen Informationen. Der Besuch einer deutschen Schule reicht zum Beispiel nicht aus, um jemanden als Deutsch-Chilenen zu betrachten.

C: „Sie wissen Deutsch, aber ihre Familie nicht ... Obwohl sie ... Eine Freundin [...] war ihr ganzes Leben lang an einer deutschen Schule ... [...] aber [...] Es ist eher ... Nein ... Sie war chilenisch-chilenisch. Ja. Das heißt, sie war auf einer deutschen Schule, aber nein, ihre Familie nicht. ...“ (Cynthia, 1254–1260) [Spanisch i. Orig., Übers. durch Verf.]

Ein besonderer wichtiger Hinweis auf eine bestimmte kulturelle Kategorie stellt bei meinen Interviewpartnern der Charakter einer Person dar. Gewisse Merkmale oder ein bestimmtes Verhalten spiegeln in diesem Zusammenhang den Einfluss einer bestimmten Kultur, d.h. die kulturelle Sozialisation wider (s. weiter oben). Verhalten und Charakter werden von den Befragten dabei oft als ausschlaggebende Kriterien kultureller Klassifikation verwendet. In diesem Zusammenhang beziehen sich die Interviewpartner einerseits auf kolonial geprägte Diskurse, aus denen die typischen Eigenschaften von Deutschen und Chilenen abgeleitet werden. Andererseits vergleichen sich die Befragten mit Personen, die sie als typische Chilenen oder Deutschen betrachten. Dabei bewerten sie Differenzen und Gemeinsamkeiten bezüglich diesen Personen und bestimmen somit die eigene kulturelle Zugehörigkeit. Dieser Vorgang kann auch auf andere Personen angewendet werden.

Anschluss an Diskurse über Wir und die Anderen

Kulturelle Zuordnung und Differenzierungen anhand von Charakter brauchen eine Vorlage, um bestimmen zu können, welche Eigenschaften typisch deutsch oder typisch chilenisch sind. Diese Vorlage wird durch etablierte Diskurse über Wir und die Anderen geliefert. Diskurse über Wir und die Anderen bieten in diesem Zusammenhang eine Reihe sozialer Stereotypen an, die zur kulturellen Zuordnung und Differenzierung von Personen verwendet werden können. Dabei können Diskurse über Wir und die Anderen zur Sichtbarmachung kultureller Differenz verwendet werden. So haben wir vorher gesehen, dass Sichtbarkeit im deutsch-chilenischen Raum nicht immer direkt gegeben ist, sondern oftmals erst hergestellt werden muss. Durch die Beurteilung des Charakters anhand von gesellschaftlichen Diskursen können Individuen sichtbar gemacht und nach kulturellen Kategorien sortiert werden.

Diskurse über Wir und die Anderen stellen weiterhin Positionen bereit, die von den Betroffenen eingenommen werden können. Selbstpositionierung bestimmt dabei die kulturelle Identität der Beteiligten. Ich betrachte diesen Aspekt als die diskursive Ebene kultureller Identität. Die diskursive Ebene kultureller Identität entspricht der Auffassung von Identität als Narration.

Der Anschluss an Diskurse erfolgt vorwiegend auf zwei unterschiedlichen Wegen: Deduktiv und induktiv. Bei kulturellen Zuordnungen und Differenzie-

rungen gehen die Individuen vorwiegend deduktiv vor. Das heißt, dass Erfahrungen anhand der Kategorien des Diskurses wahrgenommen und interpretiert werden. Dabei kommt es nicht selten vor, dass bestimmte Eigenschaften sozusagen kulturalisiert werden. Warum sind Lesen (s. Simon) oder Abwaschen (s. Rubens) zum Beispiel typische deutsche Verhalten? Warum ist Computerspielen (s. Claudio) typisch deutsch? Die Kategorisierung von bestimmten Verhaltensweisen als typisch deutsch oder typisch chilenisch verläuft in dieser Hinsicht relativ willkürlich. Kulturalisierung meint daher die kulturelle Interpretation von bestimmten Verhaltensweisen anhand von Diskursen.

Individuen gehen aber auch induktiv vor. Dabei reflektieren sie über ihre eigene Erfahrung und vergleichen diese mit vorhandenen Diskursen über Wir und die Anderen. Dieses Vorgehen kann die diskursiven Formationen bekräftigen oder relativieren. Meistens erscheinen Induktion und Deduktion miteinander verbunden. Das heißt, dass Diskurse einerseits die Wahrnehmung und das Handeln von Personen bestimmen und andererseits durch das Handeln von Personen verändert werden.

Die Beziehung zu Raum und Ort

Kulturelle Identität beruht nicht nur auf der Zugehörigkeit zu bestimmten Gemeinschaften, sondern umfasst auch die Beziehung zu Raum und Ort. Dabei berufe ich mich auf eine relationale Definition des Raumes. Demnach ist der Raum kein leerer Behälter, in dem sich Personen und Dinge aufhalten. Der Raum entsteht vielmehr aus den Beziehungen zwischen den Körpern. Der Raum unterscheidet sich dabei vom Ort. Während der Raum eine relationale Anordnung von Körpern ist, bezieht sich der Ort auf den konkreten Platz, an dem der Raum lokalisiert ist.

Man kann aus dieser Sichtweise den Raum mit sozialen Netzwerken gleichsetzen, während sich der Ort auf die konkrete geografische und territoriale Umgebung bezieht, an dem Netzwerke platziert bzw. verortet sind. Demnach befindet sich kulturelle Identität stets in sozialen Räumen verwurzelt. Soziale Räume können wiederum in einem unterschiedlichen Verhältnis zu geografischen Orten stehen. Sie können beispielsweise multilokal oder entortet sein. Durch diese Entkoppelung von Raum und Ort kann es dazu kommen, dass Verwurzelung und Verortung kultureller Identitäten eventuell auseinander fallen.

Ein wichtiger Anhaltspunkt kultureller Identität ist schließlich die Beziehung zur konkreten Umgebung. Diese subjektive Verbindung zu einem Ort wird dabei als Heimat bezeichnet. In der Heimat überlagern sich Raum und Ort, da die Beziehung zum Ort nicht eine Bindung zu einer objektiven Umgebung ist, sondern sich vielmehr auf eine subjektive Beziehung zum Ort mit Hinsicht auf den hier verankerten Raum bezieht.

Grundlegende Bezugspunkte

Es gibt im Leben einer Person bestimmte grundsätzliche Bezugspunkte zu Raum und Ort. Damit beziehe ich mich hauptsächlich auf Geburtsort, Lebensmittelpunkt und Staatsangehörigkeit. Staatsbürgerschaft kommt dabei als räumlicher Bezugspunkt in Frage, da sie das Aufenthaltsrecht innerhalb eines bestimmten nationalen Territoriums sicherstellt.

Der Geburtsort meiner Interviewpartner ist unterschiedlich: Alejandra, Cynthia, Camila, Carola, Elisa, Sandra, Simon und Vera wurden in Chile geboren. Francisco kam weiterhin in Panama, Claudio in Ecuador und Rubens in Bolivien zur Welt. Manuela und Gian Franco wurden schließlich in Deutschland geboren. Die Bedeutung des Geburtsortes bezüglich kultureller Identität ist insgesamt eher relativ. In einigen Fällen bestimmt der Geburtsort die Staatsangehörigkeit. So erlangte die Mehrheit der Interviewpartner, aufgrund des *ius solis*, die Staatsangehörigkeit der südamerikanischen Länder, in denen sie geboren wurden. Das ist wiederum nicht der Fall bei denjenigen, die in Deutschland zur Welt kamen, da hier das *ius sanguinis* herrscht. Darüber hinaus ist der Geburtsort bezüglich der kulturellen Identität der Befragten jedoch weitgehend irrelevant. Der Geburtsort wird nur dann berücksichtigt, wenn er zugleich mit einem Lebensmittelpunkt übereinstimmt.

Bezüglich der Staatsangehörigkeit können wir unter den Befragten Personen mit einfacher, mit doppelter und mit dreifacher Staatsbürgerschaft erkennen. Die Bedeutung, die Staatsangehörigkeit bei der kulturellen Identität der Interviewpartner spielt, ändert sich dabei von Fall zu Fall. Bei jungen Erwachsenen mit einfacher Staatsangehörigkeit (s. Alejandra, Elisa, Gian Franco, Manuela, Rubens, Sandra) kann sich diese Situation gegebenenfalls zu einem Problem entwickeln. Ein gutes Beispiel dafür sind Manuela und Rubens. Sowohl Manuela als auch Rubens erfahren eine bikulturelle Sozialisation und stellen sich zu einem gewissen Zeitpunkt die Frage nach dem Lebensort. Dabei entwerfen sie alternative Lebensprojekte in Deutschland, die sie jedoch aufgrund der fehlenden Staatsangehörigkeit teilweise nicht ausführen können. Die fehlende deutsche Staatsangehörigkeit entwickelt sich in diesem Zusammenhang zu einem wichtigen Aspekt kultureller Identität (s. besonders Rubens).

Bei Interviewpartnern mit doppelter Staatsangehörigkeit (s. Camila, Carola, Cynthia, Simon und Vera) ist die Bedeutung der Staatsbürgerschaft bezüglich kultureller Identität weniger deutlich. Meistens wird diese Situation als selbstverständlich hingenommen. Deutsche Staatsangehörigkeit wird in diesem Zusammenhang auch häufig zu Papier degradiert. Das heißt, sie besitzt keine identitätsstiftende Funktion, sondern wird nur in ganz bestimmten Situationen als strategische Ressource betrachtet. Dazu gehören zum Beispiel Europareisen oder Weiterbildungspläne. Der eventuelle Nutzen einer europäischen Staatsangehörigkeit ist den Befragten jedoch bewusst, so dass sie sich um ihre Weitergabe kümmern. Das ist zum Beispiel bei Camila der Fall, die für ihre Tochter die deutsche Staatsbürgerschaft beantragt hat.

Claudio und Francisco besitzen eine dreifache Staatsangehörigkeit. Hier sind die Vernachlässigung der Staatsbürgerschaften und deren Degradierung der zu Papier am deutlichsten zu sehen. Weder Claudio noch Francisco interessieren sich in diesem Zusammenhang für ihre Geburtsorte Ecuador und Panama. Sie besitzen keine Erinnerungen und keinen subjektiven Bezug zu diesen Orten. Der entsprechende Pass ist für sie vollkommen wertlos. Die deutsche Staatsangehörigkeit wird weiterhin als strategische Ressource betrachtet, obwohl Claudio auch darauf hinweist, dass mehrfache Staatsangehörigkeiten nicht nur Vorteile, sondern ebenfalls Nachteile mit sich bringen können. Dabei bezieht er sich auf die konkrete Situation junger Männer, die theoretisch in jeder Nation einen Militärdienst leisten müssen.

Im Vergleich zum Geburtsort und der Staatsbürgerschaft ist der Lebensmittelpunkt weitaus identitätsrelevanter. So kann man davon ausgehen, dass erst eine längere Anwesenheit vor Ort den Aufbau einer subjektiven Beziehung zu sozialen Räumen und geografischen Standorten ermöglicht. Erfahrungen vor Ort haben dabei einen starken Einfluss auf die kulturelle Sozialisation der Beteiligten. Mit Hinsicht auf meine Interviewpartner kann man sogar sagen, dass die Bedeutung der Erfahrungen vor Ort die Relevanz der Abstammung bezüglich kultureller Sozialisation weitgehend übertrifft (s. weiter oben).

Der Lebensmittelpunkt muss sich weiterhin nicht immer an einem einzigen Ort befinden. Innerhalb meiner Stichprobe kann man in dieser Hinsicht Befragte finden, die nur einen biografisch relevanten Lebensmittelpunkt besitzen. Das ist normalerweise Chile. Diese Situation betrifft Sandra, Claudio, Francisco und Carola. Bei anderen Interviewpartnern hat sich der Lebensmittelpunkt einmal oder mehrmals verschoben, d.h. sie haben alternative biografisch relevante Lebensmittelpunkte erlebt (s. Vera, Rubens, Gian Franco, Manuela, Elisa, aber auch Camila). Schließlich kann man mindestens einen Fall erkennen, bei dem der Lebensmittelpunkt zum Zeitpunkt des Interviews aufgelöst ist. Diese Situation entspricht Simon, der sich damals in einer Art Schwebezustand zwischen Deutschland und Chile befand.

Die Frage nach dem Lebensort

Menschen mit Migrationshintergrund stehen oftmals auf der einen oder anderen Weise in Beziehung zu geografisch verschiedenen Orten. Dabei muss man beachten, dass kein Mensch zugleich an unterschiedlichen Plätzen existieren kann. Es gibt demzufolge anwesende und abwesende Orte. Der anwesende Ort ist der Ort des Daseins, wo sich das gegenwärtige Leben einer Person abspielt. Der abwesende Ort bezieht sich auf den geografischen Standort, der zeitweise oder auf Dauer nicht präsent ist. Der abwesende Ort ist ein symbolischer Ort, ein Ort der Vorstellung.

Menschen mit Migrationshintergrund können unterschiedliche Beziehungen zu abwesenden und anwesenden Orten etablieren. So kann der abwesende Ort zum Beispiel als verlorene Heimat betrachtet werden. Die Sehnsucht kann

dabei zu einer inneren Entortung führen, bei der man an einem Ort lebt, aber an einen anderen Ort denkt. Wichtig ist dabei anzumerken, dass die Bedeutung des abwesenden Ortes von den Lebensbedingungen am Ort des Daseins abhängt. Wenn die eigenen Bedürfnisse am gegenwärtigen Wohnort zum Beispiel nicht ausreichend erfüllt werden, wächst die Bedeutung des abwesenden Ortes. Innere Entortung und die Frage nach dem Lebensort entstehen in diesem Zusammenhang aufgrund mangelndem Wohlbefinden am Ort des Daseins. Die Frage nach dem Lebensort kann sich aber auch unter anderen Bedingungen stellen. Das ist zumindest der Fall bei meinen Interviewpartnern.

Mehr als die Hälfte der befragten jungen Erwachsenen beschäftigte sich schon mindestens einmal mit der Frage nach dem zukünftigen Lebensort. Dabei konnte keine enge Verbindung zwischen gegenwärtigen Wohlbefinden und der Frage nach dem Lebensort gefunden werden. Vielmehr ist es so, dass die Interviewpartner trotz Wohlergehen in Chile dazu bereit sind, alles aufzugeben und ins Ausland zu ziehen¹. Meine Erklärung dafür ist einerseits, dass kolonial geprägte Diskurse über Chile und Deutschland die jungen Erwachsenen unter Druck setzen. Wenn in Deutschland nämlich alles besser ist und man die Möglichkeit hat, dort zu sein, dann ist es ein Fehler, in Chile zu bleiben (s. Francisco). Andererseits glaube ich, dass Deutsch-Chilenen und Chilenen deutscher Herkunft Deutschland häufig zu einem Familienmythos erheben. Dabei entwickelt sich Deutschland zu einem wichtigen Orientierungspunkt für deutsch-chilenische Familiengeschichten. Schließlich darf man nicht vergessen, dass positive Diskriminierung bei zurückgehender Beziehung zu Deutschland nachlässt. Daraus entsteht die Notwendigkeit, die Beziehung zu Deutschland aufzufrischen, um somit den Status und die Vorteile einer positiven Diskriminierung weiterhin sichern zu können.

Unter den Interviewpartnern, die sich mit der Frage nach dem Lebensort beschäftigen, kann man weiterhin zwei Gruppen unterscheiden. Die erste Gruppe zeichnet sich dadurch aus, dass sie eine Migration nach Deutschland als Identitätsprojekt betrachtet. Die zweite Gruppe zeigt ebenfalls eine hohe Bereitschaft zu gehen, die Auswanderung nach Deutschland wird jedoch nicht als Identitätsprojekt, sondern vielmehr als strategische Ressource bewertet.

Des Weiteren stellt sich die Frage nach dem Lebensort hauptsächlich in Zusammenhang mit bestimmten biografischen Wendepunkten. Der wichtigste biografische Wendepunkt war in dieser Hinsicht der Schulabschluss. Nach dem Ende der Schulzeit nahm die Frage nach dem Lebensort auch sehr oft die Form eines Identitätsprojektes an. Das war zu späteren Zeitpunkten weniger oft der Fall. Ein weiterer wichtiger Entscheidungsmoment beginnt nach dem Ende der Studienzeit und mit dem Übergang in die Beschäftigung. Dabei befassen sich die Befragten weniger mit der Frage nach dem Lebensort als Identitätsprojekt, sondern suchen vielmehr die Möglichkeit einer befristeten Weiterbildung in Deutschland.

1 Die Ausnahme ist lediglich Rubens, der sich in Chile unwohl fühlte und folglich nach Deutschland zurückkehren wollte.

Sandra, Claudio, Vera und Gian Franco zeigen eine hohe Bereitschaft, ins Ausland zu gehen. Dabei muss die Auswanderung nicht unbedingt nach Deutschland, sondern kann auch in ein anderes Land erfolgen. Deutschland stellt jedoch die erste Option dar, weil die Beteiligten die Sprache beherrschen und in den meisten Fällen auch über die Staatsangehörigkeit verfügen. Ein wichtiges Ziel ist dabei eine Ausbildung im Ausland. Das betrifft zumindest Sandra, Claudio und Vera. Gian Franco möchte vielmehr eine Zeit lang in Europa jobben.

Für Rubens, Simon, Manuela, Francisco und Carola steht die Frage nach dem Lebensort in Zusammenhang mit einem Identitätsprojekt. Es handelt sich um Identitätsentwürfe, die nur in Deutschland realisiert werden können. Ein Beispiel dafür sind Simon und Francisco, die Studium und selbstständiges Wohnen miteinander verbinden möchten. Das können sie aber nur in Deutschland und nicht in Chile realisieren. Ein weiteres Beispiel ist Manuela, die eine Musikkarriere machen will oder Carola, die an der Bewegung der Freikirchen teilnehmen möchte. Beide Identitätsprojekte sind dabei an Deutschland gebunden und können nicht in Chile realisiert werden.

Besonders für Manuela und Francisco sind Studium und Arbeit in Deutschland zweitrangig. Sie wollen vielmehr den deutschen Alltag erfahren und herausfinden, ob sie in Deutschland leben können. Kurze Aufenthalte in Deutschland werden dabei oft als Probeaufenthalte bewertet. Interessant ist weiterhin, dass die Beteiligten dazu bereit sind, dieses Projekt auf jeden Fall durchzuziehen. Das kann man beispielsweise in Bezug auf die Partner und Partnerinnen der Befragten feststellen: Rubens und Simon lassen ihre jeweiligen Freundinnen in Chile zurück. Auch Manuela zeigt eine hohe Bereitschaft, ihren Partner gegebenenfalls in Chile zu lassen. Francisco und Carola sind da weniger radikal. So ist Francisco teilweise aufgrund seiner Freundin in Chile geblieben, während Carola zugibt, dass sie ihre Auswanderungspläne von der Existenz eines Partners abhängig machen würde.

Wie wir vorher sehen konnten, finden Wanderungen vorwiegend im Rahmen von Netzwerkstrukturen statt. Dabei vermitteln die Netzwerke den Wanderungskandidaten notwendige Informationen über das Zielland und reduzieren somit die Risiken und Kosten einer Migration. Eine Auswanderung oder der Erfolg eines Ortwechsels wird in dieser Hinsicht durch die Existenz von Migrationssystemen und transnationalen Netzwerken unterstützt. Die Frage ist nun, inwieweit die Interviewpartner in solchen Netzwerkstrukturen eingebunden sind.

Wenn wir uns die Netzwerkkarten von Rubens, Simon und Manuela ansehen, so kann man beobachten, dass Rubens und Manuela in einem aktiven transnationalen Netzwerk eingebunden sind. Beide Netzwerke besitzen differenzierte Sektoren sowohl in Chile als auch in Deutschland. Daraus kann man schließen, dass die Befragten einen nahen Kontakt zum deutschen und chilenischen Alltag haben bzw. hatten. Bei Rubens sind die Lebensbereiche in beiden Ländern aktuell, während sie bei Manuela in Deutschland zum Zeitpunkt ihrer Abreise sozusagen eingefroren wurden. Nichtsdestotrotz hat Manuela ih-

re Beziehungen in Deutschland aufrechterhalten. Zusammenfassend kann man also sagen, dass sowohl Rubens als auch Manuela via soziale Netzwerke sehr gute Anschlussmöglichkeiten haben. Das Problem bezüglich einer Einwanderung in Deutschland liegt für beide vielmehr in Zusammenhang mit der fehlenden deutschen Staatsangehörigkeit.

Rubens und Simon zeigen weiterhin, wie wichtig die Einbettung in soziale Netzwerke für den Erfolg einer Migration ist: Beide verwenden bei ihrer Ankunft in Deutschland das Beziehungsnetzwerk ihrer Eltern als Ausgangspunkt für den Aufbau eines eigenen sozialen Netzwerkes. So hatten Rubens und Simon von Anfang an eine gesicherte Unterkunft und Unterstützung bei der Integration in den deutschen Alltag. Wie schon angemerkt, baut sich Rubens mit der Zeit ein differenziertes transnationales Netzwerk auf. Simon schafft diese Aufgabe dagegen nicht. Ein wichtiger Grund dafür liegt in der relativ kurzen Zeit, die Simon in Deutschland verbrachte. Daher besitzt Simon auch kein transnationales Netzwerk. Seine Beziehungen befinden sich hauptsächlich in Chile verortet. Im Gegensatz zu Rubens besitzt Simon jedoch die doppelte Staatsbürgerschaft. Dieser Vorteil könnte im Fall einer erneuten Auswanderung bis zu einem gewissen Punkt das prekäre soziale Netzwerk in Deutschland kompensieren.

Carola und Sandra haben ebenfalls transnationale Netzwerke aufgebaut. Im Gegensatz zu Rubens und Manuela erlebten sie jedoch keinen Alltag in Deutschland. Ihre Netzwerkkarten in Deutschland sind daher nicht nach Lebensbereichen differenziert. Der einzige Bezugspunkt in dieser Hinsicht sind die jeweiligen Familien. Dabei besitzen Sandra und Carola breite und aktive Familiennetzwerke, die sie bei einer eventuellen Auswanderung nach Deutschland mit Sicherheit unterstützen würden. Darüber hinaus verfügt Sandra über Beziehungen zu ehemaligen Mitschülern, die in Deutschland studieren. Man kann jedoch vermuten, dass die Situation von Sandras Schulfreunden in Deutschland weniger gesichert ist. Ihre Unterstützung bei einer eventuellen Migration ist daher eher unsicher. Schließlich muss man noch hinzufügen, dass Sandra und Carola über die doppelte Staatsbürgerschaft verfügen. Das erspart ihnen die Schwierigkeiten, mit denen sich Rubens und Manuela auseinandersetzen müssen.

Franciscos und Claudios Beziehungsnetzwerke haben ihren Mittelpunkt eindeutig in Chile. Es bestehen nur einzelne Beziehungen zu Deutschland: Sowohl Claudio und Francisco haben zum Beispiel Kontakt zu ehemaligen Schulfreunden aus Chile in Deutschland. Doch wie gesagt, ist die Unterstützung von Seiten ehemaliger Mitschüler bei einer Migration eher ungewiss. Darüber hinaus hat Francisco Verwandte, mit denen er weiterhin Kontakt hat, obwohl es sich dabei um keine relevanten Verbindungen handelt. Diese Beziehungen sind vielmehr potenziell aktivierbar als gegenwärtig vorhanden. Im Gegensatz dazu besitzt Claudio kaum Kontakt zu Familienangehörigen. Das kommt daher, weil Claudios Familie in Deutschland aus der Familie seines Vaters besteht. Da Claudio jedoch seit Jahren kein enges Verhältnis mehr zu seinem Vater hat, sind die Familienkontakte in Deutschland auch ziemlich be-

schränkt. Schließlich muss man hinzufügen, dass sowohl Claudio als auch Francisco nicht nur über eine doppelte, sondern sogar über eine dreifache Staatsangehörigkeit verfügen. Beide sind in dieser Hinsicht international handlungsfähig und mobil. Wenn man Claudio und Francisco jedoch anhand der Netzwerkkarten vergleicht, so kann man sagen, dass Francisco in Deutschland über mehr konkrete Anschlussmöglichkeiten verfügt. Das korrespondiert sich andererseits mit der Art und Weise, in der sich Francisco die Frage nach dem Lebensort stellt. Bei Francisco handelt es sich nämlich um eine Identitätsfrage, während Claudio keine besonders relevante Auswanderungsmotivation zeigt.

Schließlich kommen wir zu Vera und Gian Franco. Beide haben ihre Netzwerke praktisch ausschließlich in Chile aufgebaut. Sie besitzen daher auch keine relevanten Beziehungen zu Personen in Deutschland. Folglich sind ihre Anschlussmöglichkeiten via Netzwerk auch äußerst gering. In Konkordanz mit dieser Situation hält sich die Auswanderungsmotivation sowohl bei Vera als auch bei Gian Franco eher in Grenzen. Sollten sie beide dennoch aus irgendwelchen Gründen nach Deutschland reisen, so hat Vera besser Chancen, weil sie eine doppelte Staatsangehörigkeit hat, während Gian Franco nur die chilenische Staatsbürgerschaft besitzt.

Das mobile Zuhause

Die subjektive Bindung zu einem Ort wird als Heimat bezeichnet. Heimat entspricht in dieser Hinsicht einem Ort, an dem wir uns zuhause fühlen. Es ist der Ort, an dem wir unsere Bedürfnisse nach Sicherheit, Zugehörigkeit und Anerkennung verwirklichen können. Es ist der Ort, an dem wir subjektiven Sinn erfahren und handlungsfähig sind. Der Prozess der subjektiven Aneignung von Orten entspricht dem Beheimatungsprozess. Es handelt sich dabei um einen offenen Prozess, deren Ergebnis die Konstruktion einer Heimat ist. Heimat ist demzufolge veränderbar. Heimat ist an keinen bestimmten Ort gebunden, sondern kann umgebaut, abgebaut und anderswo wieder aufgebaut werden. Heimat ist weiterhin vielfältig, d.h. jeder Mensch kann mehrere Heimaten besitzen. Andererseits kann sich die Heimat einer Person aus sehr unterschiedlichen Elementen zusammensetzen (vgl. Mitzscherlich 1997).

Dieser vielschichtige Begriff der Heimat besitzt keine direkte Übersetzung ins Spanische. Es gibt Heimat als Vaterland/Mutterland (*patria*), es gibt Heimat als Heim (*hogar*) und es gibt Heimat als Zuhause (*estar en casa*). Aber es gibt im Spanischen keine Heimat als Heimat. Das entspricht eher einem Konzept, das für den deutschen Sprachraum typisch ist. Daher habe ich in den Interviews die meines Erachtens nahe liegendste Auffassung von Heimat verwendet, d.h. Heimat als Zuhause (*estar en casa*). Dabei kann ich nicht ausschließen, dass die Ergebnisse durch die veränderte Wortwahl beeinflusst wurden. Das heißt, die Vergleichbarkeit mit anderen Untersuchungen über Heimat ist eher beschränkt.

Der fehlende Heimatbegriff im chilenischen Kontext bedeutet nicht, dass die Interviewpartner keine subjektiven Beziehungen zu Orten etablieren. Beheimatung ist selbstverständlich ein wichtiger Aspekt ihrer kulturellen Identität. Andererseits ist es bemerkenswert zu beobachten, dass sich – außer Rubens – keiner spontan zu diesem Thema äußerte. Heimat scheint im deutsch-chilenischen Raum daher eine eher zweitrangige Rolle zu spielen. Interessant ist weiterhin, wie Rubens sich zu diesem Thema äußert. Rubens ist zunächst einmal der Einzige, der das Interview auf Deutsch führen wollte. Er ist auch der Einzige, der sich spontan auf das Thema Heimat bezieht. Dabei verwendet er jedoch nicht den Begriff der Heimat, sondern spricht von Anfang an über das Zuhause sein. Angesichts der anderen Ergebnisse könnte man spekulieren, dass Rubens Beschäftigung mit dem Thema seine Integration und Identifikation mit dem deutschen kulturellen Raum widerspiegelt. Der Bezug auf das Zuhause statt der Heimat könnte indessen auf eine Übersetzungsverzerrung zurückgeführt werden, die für den Sprachgebrauch bilingualer Personen typisch ist.

Empirische Untersuchungen zeigen, dass Menschen mit Migrationshintergrund Heimaten entwerfen, die flexibel und anpassungsfähig sind (vgl. Mecheril 1994). Meine eigenen Ergebnisse unterstützen diese Auffassung. Die Zuhause-Entwürfe meiner Interviewpartner sind sozusagen mobil. Man kann das Zuhause gewissermaßen in den Koffer packen und mitnehmen.

Auf der anderen Seite muss man sagen, dass die Zuhause-Entwürfe meiner Interviewpartner einen assoziativen, diversen und teils widersprüchlichen Charakter haben. Das stimmt wiederum mit der Beobachtung von Mitzscherlich (1997) überein, Heimat sei vielfältig und zusammengesetzt. Das heißt, man hat nicht nur eine Heimat bzw. Zuhause, sondern gleich viele Heimaten bzw. Zuhause. Zuhause kann zum Beispiel die eigene Wohnung und zugleich Chile sein (z.B. Camila). Oder man kann sich in einer bestimmten Region zuhause fühlen und gleichzeitig das Zuhause auf die eigenen Sachen beschränken (z.B. Alejandra). Zuhause kann weiterhin ein Gefühl sein (z.B. Rubens) oder sich auf die Freunde beziehen (z.B. Manuela). Kurz, das Zuhause wird aus unterschiedlichen Elementen zusammengebastelt und gleicht somit eine bunte Collage.

Nichtsdestotrotz kann man unter der Mehrheit der Befragten einen klaren Trend der Flexibilisierung von Zuhause-Entwürfen feststellen. Das Zuhause wird dadurch mobilfähig gemacht. Diesen Effekt erreichen die Interviewpartner zunächst einmal durch wiederholte örtliche Bindung und Entbindung. Demzufolge ist Zuhause nicht an einen einzigen Ort fixiert, sondern verändert sich in Zusammenhang mit dem Wohnort. Das heißt, Zuhause kann heute hier und morgen dort sein. Eine weitere Flexibilisierung des Zuhauses erlangen die Befragten durch die Entkoppelung von Raum und Ort. Hierin etabliert die Person eine Beziehung zu einem bestimmten Raum. Diese Beziehung ist dabei weitgehend unabhängig von dem Ort oder den Orten, an denen dieser Raum verankert ist.

Wiederholte Bindung und Entbindung und Entkoppelung von Raum und Ort führen zu einer Flexibilisierung des Zuhauses durch Loslösung vom konkreten Umfeld. Es gibt aber noch andere Arten und Weisen, das Zuhause mobilfähig zu machen. Diese beziehen sich einerseits auf die auf die progressive Einengung des Bezugsortes: Vom nationalen Territorium zur Region, von der Region zur Stadt, von der Stadt zur Wohnung, von der Wohnung zum Zimmer. Andererseits kann man bei den Interviewpartnern die Tendenz einer Zergliederung des Raumes erkennen. So wird der Raum in seine Komponenten aufgeteilt, d.h. Dinge und Lebewesen. Zuhause wird dementsprechend an einzelnen Sachen, Personen oder Gewohnheiten festgemacht. Ein dermaßen zergliederter Raum passt dann möglicherweise tatsächlich in einen Koffer.

Elisa, Cynthia und Alejandra zeigen die stärkste Bindung an einen konkreten Ort. Besonders Elisa stellt dabei einen interessanten Kontrast gegenüber anderen Interviewpartnern dar. Elisa befindet sich nämlich fest an Chile gebunden. Ihr Zuhause ist eindeutig Chile. Der konkrete Wohnsitz innerhalb von Chile ist dabei zweitrangig. Cynthia und Alejandra zeigen ebenfalls eine starke Bindung an einem konkreten Ort. Dieser bezieht sich jedoch nicht auf Chile, sondern vielmehr auf Cynthias und Alejandras Herkunftsregion in Südkhile. Dennoch kann man besonders bei Alejandra erste Anzeichen einer Loslösung des Zuhauses vom konkreten Ort erkennen. So unterstreicht Alejandra, dass Zuhause nicht unbedingt an einem spezifischen Ort fixiert ist. Dieser Trend ist beim Rest der Stichprobe besonders relevant. Darin dreht sich das Verhältnis von Wohnung und Wohnland auch weitgehend um. Das heißt, das Wohnland wird zunehmend irrelevant, während die eigene Wohnung an Bedeutung gewinnt. Das ist bei Elisa genau umgekehrt.

Die meisten Interviewpartner verorten ihr Zuhause zumindest vorübergehend in Chile bzw. in Santiago. Der Einzige, der sein Zuhause momentan in Deutschland verortet, ist Rubens. Die Mehrheit der Befragten betont dabei, dass Zuhause nicht fixiert ist und nur vorübergehend dem gegenwärtigen Wohnort entspricht. Die Interviewpartner fühlen sich dabei in ihrem alltäglichen Leben und ihren sozialen Beziehungen verwurzelt. Sie sind aber auch der Meinung, dass sie an einem fremden Ort neue Wurzeln schlagen können. Wie gesagt, es geht um örtliche Bindung und Entbindung.

Entkoppelung von Raum und Ort kann man hauptsächlich bei Interviewpartnern finden, die ihr Zuhause in Zusammenhang mit bestimmten sozialen Räumen definieren. Ein Beispiel dafür ist Vera, die sich mit der deutsch-chilenischen Gemeinschaft identifiziert, egal ob im Süden, Santiago oder anderswo. Darüber hinaus gibt es zahlreiche Befragte, die ihr Zuhause in Bezug auf Familie (s. Camila, Carola, Claudio, Cynthia, Manuela, Sandra) und/oder Freunde (s. Carola, Claudia, Manuela, Vera, Sandra) definieren. Beziehungsnetzwerke können sich dabei entweder an einem bestimmten Ort befinden oder sich über verschiedene Standorte verteilen. Schließlich entwirft Carola ein Zuhause, das sich in einem virtuellen Raum zwischen Chile und Deutschland befindet. Dadurch versucht Carola, die geografische Kluft zwischen

Deutschland und Chile zu überwinden und ihrem transnationalen Netzwerk durch Entkoppelung von Raum und Ort Kontinuität zu verleihen.

Besonders auffällig ist die Definition des Zuhauses als Wohnung (s. Carola, Camila, Vera) oder Zimmer (s. Rubens, Simon)². Zuhause als Wohnung oder Zimmer bezieht sich dabei auf den privaten Raum des gegenwärtigen direkten Wohnumfeldes. Wohnung gibt dabei einen stabileren Eindruck als das Zimmer. Das Zimmer ist jedoch immer noch solider als vereinzelte Dinge (s. Alejandra, Simon). Zuhause als Zimmer oder als Objekte bezeichnet ein ziemlich prekäres Zuhausekonzept, das andererseits jedoch äußerst flexibel und mobil ist.

Ein wichtiger Aspekt der Heimat ist schließlich das Heimatgefühl (vgl. Mitzscherlich 1997). Heimat bzw. Zuhause ist in dieser Hinsicht der Ort, an dem man sich daheim bzw. zuhause fühlt. Meine Interviewpartner beschreiben das Zuhause als einen Ort, an dem sie sich sicher, zufrieden und anerkannt fühlen (s. Alejandra, Sandra). Es ist der Ort, den sie in der Abwesenheit vermissen und über den sie sich freuen, wenn sie zurückkehren (s. Francisco). Zuhause ist, wo man sich entspannen kann (s. Sandra) und wo es gemütlich ist (s. Simon).

Zuhause als Gefühl ist ebenfalls mobil und flexibel, da es nicht unbedingt an eine konkrete Umgebung gebunden ist, sondern an verschiedenen Orten entsteht bzw. hergestellt werden kann. Obwohl die Aneignung und Gestaltung von Orten die Aufgabe einzelner Individuen ist, so kann man sich nicht auf Kommando zuhause fühlen. Ein Beispiel dafür ist Rubens, der sich unbedingt überall zuhause fühlen möchte, es aber offensichtlich nicht schafft. Kein Zuhause zu haben ist andererseits auf Dauer unerträglich (s. Simon). Ein Ausweg ist dann, nicht mehr danach zu fragen (s. Rubens).

Entortung, Entwurzelung und Heimatlosigkeit

Entortung, Entwurzelung und Heimatlosigkeit deuten auf einen Zustand der Entfremdung durch Ortsverschiebung. Die Ortsverschiebung wird in diesem Fall als Vertreibung, Verschleppung und Exil erlebt. Der Mensch verliert dabei seine vertraute Umgebung und sozialen Bindungen. Diese Situation führt zu einem Zustand der inneren Verzweiflung (vgl. Groß/Bock 1988; Bammer 1994). Man kann so eine Situation im Fall von Flüchtlingen, Exilanten und *displaced persons* bzw. heimatlosen Ausländern gut nachvollziehen. Doch es ist ein Irrtum vorauszusetzen, dass jede Migration zu so einem Zustand führt. Dafür braucht man nur einen Blick auf die hier untersuchten Interviews zu werfen. Darin ist es offensichtlich, dass die Mehrheit meiner Interviewpartner weder entwurzelt noch entortet noch heimatlos ist.

In Anlehnung an die Unterscheidung zwischen Raum und Ort schlage ich erst einmal vor, die Prozesse der Verwurzelung und Entwurzelung von den

2 Diese Betrachtungsweise könnte eventuell mit der Wortwahl von Heimat zusammenhängen, da die Bedeutung von Zuhause auf Spanisch sehr nah an der eigenen Wohnung liegt.

Prozessen der Verortung und Entortung zu trennen. Unter Verwurzelung verstehe ich die Verankerung einer Person in sozialen und kulturellen Räumen bzw. Netzwerken. In diesem Zusammenhang bedeutet Entwurzelung die Loslösung aus einem Beziehungsnetzwerk. Der Verlust von zwischenmenschlichen Beziehungen ist eine schwierige Erfahrung, die charakteristischerweise als Konsequenz einer Migration entsteht. Entwurzelung beschränkt sich jedoch nicht allein auf Migration. Darüber hinaus entspricht Entwurzelung keinem dauerhaften Zustand. Wie wir entlang dieser Arbeit sehen konnten, befinden sich die Befragten durch eine Auswanderung nur vorübergehend entwurzelt. Migration führt in diesem Zusammenhang zwar zu einer Auflösung von sozialen Beziehungen. Andererseits baut man bei der Ankunft im Aufnahmeland auch wieder Beziehungen auf. Mit anderen Worten, Personen werden nicht nur entwurzelt, sie verwurzeln sich auch wieder neu. Das bedeutet weiterhin, dass die Existenz eines permanenten Zustandes der Entwurzelung nicht mit dem Prozess der Wanderung begründet werden kann, sondern vielmehr auf die Umstände der Migration und auf die Bedingungen am Aufnahmeland zurückgeführt werden muss.

Im Gegensatz zu Verwurzelung und Entwurzelung sind Verortung und Entortung schwieriger zu definieren. Die Begriffe der Verortung und Entortung werden unterschiedlich verwendet. Verortung wird zunächst einmal als Verortung in Diskursen verstanden. Demzufolge ist Verortung eine symbolische Platzeinnahme innerhalb eines Diskurses. Ich ziehe in dieser Hinsicht jedoch lieber den Begriff der Positionierung vor, um die diskursive und symbolische Situierung von der geografischen und örtlichen Platzierung zu unterscheiden. Des Weiteren wird Verortung mit Verwurzelung gleichgesetzt. Diese Situation entspricht einer sozialen Verortung, d.h. einer Platzeinnahme innerhalb eines gesellschaftlichen Systems. Schließlich gibt es noch die Verortung als geografische Verortung, d.h. die Verankerung an einer konkreten Lokalität. Im Rahmen dieser Arbeit verstehe ich unter Verortung vorwiegend diesen letzten Aspekt.

Aus dieser Perspektive entspricht Entortung der Trennung und Loslösung von einem Ort. Virtuelle Räume sind in dieser Hinsicht entortet, weil sie nicht an einem bestimmten Ort lokalisiert sind. Migranten entorten sich durch die Wanderung, in dem sie sich von ihrer Herkunft trennen und auswandern. Genauso wie bei Entwurzelung bedeutet Entortung in diesem Fall jedoch einen vorübergehenden Zustand, da die Betroffenen im Rahmen einer Migration sich zwar entorten, aber andererseits auch wieder verorten.

Entortung wird aber nicht nur mit der Loslösung von einem Ort verknüpft. Wenn in der Literatur über Entortung gesprochen wird, so bezeichnet dieser Begriff meistens einen Zustand der Entfremdung (vgl. Gutiérrez Rodríguez 1999; Bammer 1994). Dabei wird Entortung oft in Zusammenhang mit Heimatlosigkeit gebracht. Wie wir aber bei Rubens sehen konnten, ist es nicht immer sinnvoll, Heimatlosigkeit und Entortung gleichzusetzen.

Gutiérrez Rodríguez (1999) definiert Entortung als Absprache lokaler Verortung. Dabei bezieht sie sich auf eine Situation, die durch die Weigerung

eines Staates, jemanden als Mitglied anzuerkennen, zustande kommt. Da diese Definition auf die Mehrheit meiner Interviewpartner nicht angewendet werden kann, habe ich den Begriff der Entortung erweitert. Demnach verstehe ich unter Entortung einen paradoxen Zustand, in dem sich eine Person an einem Ort befindet und gleichzeitig nicht befindet. Dieses Verhältnis kann von anderen aufgezwungen werden. In diesem Fall handelt es sich um eine aufgezwungene Entortung, so wie sie Gutiérrez Rodríguez beschreibt. Hierin wird einer Person das Recht aberkannt, am aktuellen Lebensort zu wohnen. Der Boden wird dieser Person sozusagen unter den Füßen weggezogen, obwohl man hier noch lebt.

Andererseits kann der Zustand paradoxer Entortung auch als innere Entortung erlebt werden. Diese Form der Entortung bezieht sich auf die innere Aufspaltung, bei der sich eine Person zwar an einem Ort befindet, aber an einen anderen Ort denkt. Innere Entortung steht dabei in einem engen Zusammenhang mit Gefühlen der Heimatlosigkeit. Das kommt daher, weil der gegenwärtige Ort aus verschiedenen Gründen nicht in der Lage ist, die eigenen Bedürfnisse zu erfüllen. Dadurch entsteht die Sehnsucht gegenüber einem anderen Ort bzw. gegenüber der verlorenen Heimat.

Das Gefühl der Heimatlosigkeit bezieht sich auf den Verlust einer Heimat und des Heimatgefühls. Es bezeichnet einen Zustand, in dem die subjektive Bindung zum Ort des Daseins nicht gelingt. Man fühlt sich unwohl und fremd. Migrant*innen können unter diesen Bedingungen den Blick in die Vergangenheit richten und nach der verlorenen Heimat trauern. Es entsteht die Sehnsucht nach dem Herkunftsland. Heimatlosigkeit kann somit zu einer inneren Entortung führen.

Wie vorher angemerkt, war die Mehrheit meiner Interviewpartner zum Zeitpunkt des Interviews weder entortet noch heimatlos. Man könnte zwar meinen, dass die Frage nach dem Lebensort einen gewissen Grad an Entortung widerspiegelt, doch man darf nicht vergessen, dass sich die Interviewpartner die Frage nach dem Lebensort nicht im Kontext eines mangelnden Wohlbefindens stellen. Die Mehrheit der Befragten erlebt in Chile Sicherheit, Anerkennung, Sinn und Handlungsfähigkeit. Ihre Identitätsprojekte in Deutschland sind vielmehr alternative Lebensprojekte. Sie stellen meistens eine Erweiterung des Handlungsspielraumes dar. Oder anders herum, sie entspringen in der Regel nicht einer Situation mangelnder Erfüllung von Grundbedürfnissen. Andererseits ist die Mehrheit der Interviewpartner auch nicht heimatlos. Sie umgehen vielmehr das Gefühl der Heimatlosigkeit, indem sie ein flexibles und mobiles Zuhause entwerfen, das sich den Umständen einer hybriden Bastelbiografie anpasst (s. weiter oben). Die Beziehung zu Raum und Ort wird in dieser Hinsicht auf verschiedene Weise und auf sehr unterschiedlichen Ebenen hergestellt.

Es gibt allerdings zwei Ausnahmen: Rubens und Alejandra. Beide befinden sich meines Erachtens in einem Zustand der Entortung. Bei seiner Rückkehr nach Chile fühlt Rubens sich von Anfang an unwohl und erlebt eine innere Entortung, d.h. er lebt zwar in Chile, aber denkt ständig an Deutschland.

Dieser Zustand treibt ihn schließlich zu einer Migration nach Deutschland. In Deutschland fühlt sich Rubens zuhause. Er verortet und verwurzelt sich in Deutschland. Das Problem ist nur, dass er nicht die deutsche Staatsangehörigkeit besitzt. Somit wird Rubens erneut in einen Zustand der Entortung gedrängt. Diesmal handelt es sich um eine aufgezwungene Entortung, da ihn der deutsche Staat nicht als Staatsbürger anerkennt.

Alejandra ist zum Zeitpunkt des Interviews innerlich entortet und heimatlos, da sie sich in Santiago fremd fühlt. Alejandra möchte in den Süden zurückkehren, doch befürchtet, dass es dort wenig Arbeitschancen für sie gibt. Deswegen bleibt sie in Santiago. Alejandra befindet sich also an einem Ort und denkt an einen anderen. Diesen anderen Ort erkennt Alejandra als ihre verlorene Heimat, nach der sie sich sehnt und in die sie zurückkehren möchte.